



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Praeterita

Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedenkens
vielleicht wert sind

Ruskin, John

Strassburg i. E., 1903

Neuntes Kapitel: Vandalenfeste. 1845

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47560](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47560)

Neuntes Kapitel.

Vandalenfeste.

Der Leser von heutzutage, der gewöhnt ist, mich von den Künstlern von heutzutage als einen rückständigen Kunstenthusiasten und von den Philosophen von heutzutage als einen überreizten Phantasten nennen zu hören, wird sich kaum vorstellen, mit wieviel aufrichtigem Interesse das Erscheinen des zweiten Bandes meiner „Modern Painters“ erwartet wurde, und zwar nicht nur von meinen Eltern, sondern sogar von Leuten, die den kritischsten schriftstellerischen Kreisen und den höchsten Künstlergruppen angehörten.

In der literarischen Welt wurde die Aufmerksamkeit zuerst durch Sidney Smith auf das Buch gelenkt und mein früherer Lehrer, Thomas Dale, schickte darüber folgende Zeilen an meinen Vater: „Es wird Sie interessieren zu erfahren, daß Herr Sidney Smith, keine geringe Autorität auf diesem Gebiete, sich in den höchsten Ausdrücken über das Werk Ihres Sohnes äußerte. Bei einer öffentlichen Gelegenheit und in

Gegenwart verschiedener literarischer Größen, sagte er, es sei eine Arbeit von überlegenem Talente, voll neuer Gesichtspunkte, gewandt und eindringlich geschrieben, die geeignet sei, eine völlige Umwälzung in der Welt des Geschmacks herbeizuführen. Er sagte es, ohne daß er wissen konnte, wie sehr ich mich für den Autor interessierte."

Mein Vater fühlte sich durch diese Zuschrift nicht wenig gehoben, obgleich die Unvollständigkeit des Berichtes ein deutliches Zeugnis von der beliebten britischen Vorsicht ablegt, die aus Furcht in Angelegenheiten zu geraten, sich scheut Gelegenheit oder Personen deutlich zu nennen. Schließlich kam es auch wenig darauf an, wer die anderen literarischen Größen waren, denn Smiths Urteil galt damals, sowohl in der allgemeinen Gesellschaft wie unter Kritikern, für entscheidend. Es war ein besonders glücklicher Umstand für mich, daß er in seiner Jugend zuerst von Dugald Stewart und später von demselben Dr. Thomas Brown herangebildet war, der einen so bedeutenden Anteil an der geistigen Entwicklung meines Vaters hatte. In der Tat hatte Sidney Smith die hauptsächlichsten metaphysischen Grundsätze, die ich in der Einleitung zu den „Modern Painters“ aufstellte mit folgerichtiger Genauigkeit und Einfachheit schon in den Vorlesungen über Moralphilosophie vorgebracht, die er in den Jahren 1804—1806 in der Royal Institution hielt. Einige Teile davon gab er später in der „Edinburgh Review“ heraus; aber „in der Erwägung, daß der Rest weiter

keinen Wert habe", wie es in der Einleitung zur Ausgabe vom Jahr 1850 heißt „vernichtete er einiges davon und würde wohl alles dem Untergange geweiht haben, wenn seine Freunde ihn nicht durch Bitten bewogen hätten, die noch unversehrten Teile aufzuheben". Diese verachteten Fragmente, veröffentlicht unter dem Titel „Grundzüge der Moralphilosophie" (Elementary Sketches of Moral Philosophy) enthalten in den einfachsten und genauesten Ausdrücken alles, was ein verständiger Sterblicher auf diesem Gebiete zu wissen braucht.

Wären diese Vorlesungen fünf Jahre früher erschienen und mir in die Hände gekommen, so wäre der zweite Band der „Modern Painters" entweder gar nicht geschrieben worden oder mit dankbarem Aufblick zu dem sprühenden Witz und der eleganten Beredsamkeit, womit Smith alles, was ich in diesem Buche darlegen wollte, schon zwanzig Jahre vorher gesagt hatte.

Es war eine natürliche Folge der erregten Leidenschaftlichkeit, mit welcher ich der Erhabenheit der Kunst und der Hoheit der Menschenkraft das Wort redete, daß mir die Gunst der Künstlerkreise länger versagt blieb, als die des großen Publikums, obgleich der erste Band ausdrücklich zum Lobe der führenden Männer unter jenen geschrieben war. Die alten römischen Meinungsverschiedenheiten mit George Richmond lebten von neuem auf; und wenn er auch mit belustigtem Interesse für meine jugendliche Begeister-

ung und wirklicher Zuneigung für meinen Vater ein reizendes Aquarell von mir malte, so war alles, was mein Vater an ernstlichem Urtheil aus ihm herausbrachte, doch nur daß ich es eines Tages besser wissen werde. Das Bildchen stellte mich dar, wie ich, inmitten einer offenen Landschaft, in rotem Rock und weißen Hosen an einem malerischen Fulte sitze, in der Ferne hinter mir der Mont Blanc, zu Raffaels gefälliger Anmut verallgemeinert.

Folgender Brief von Samuel Prout, den mein Vater erhielt, als der Stolz auf den Erfolg meines Buches ihn fast dazu verleitete das Geheimnis meiner Urhebererschaft, wenigstens im engeren Bekanntenkreise, preis zu geben, drückt mit wunderbarer Einfachheit und Unzweideutigkeit die erste Wirkung aus, die mein ungestümer Ausbruch hervorbrachte. Er gibt einen Begriff davon wie die bedeutendsten und tüchtigsten der englischen Künstler mein Werk aufnahmen, deren jeder damals auf seine Weise unbeirrt das Beste tat, dessen er fähig war, ohne an Wettstreit mit den Uebrigen zu denken und ohne seine bescheidene Arbeit mit den Meisterwerken vergangener Zeiten zu vergleichen.

Hastings, 2. Juli 1843.

Mein werter Herr,

Entschuldigen Sie, bitte, daß ich Ihnen nicht früher für die Freundlichkeit danke, durch die Sie mich aufs neue verpflichteten.

Glauben Sie mir, daß ich mich bestreben werde, die vielen Beweise Ihrer freundlichen Rücksicht zu verdienen, und daß ich beschämt und beunruhigt bin im Bewußtsein der offenbaren Unhöflichkeit, mit welcher ich Ihre Geduld auf die Probe stellte; eine unverzeihliche Schuld. Ich muß fürchten, daß meine Lässigkeit im Briesschreiben Ihnen sehr mißfallen hat, obgleich Sie in Ihrer Zuschrift diesen Punkt mit höflichem Schweigen übergehen.

Es tut mir leid gestehen zu müssen, daß ich seit Monaten so niedergeschlagen bin, daß ich leider alle Pflichten gegen mich und andere vernachlässigte.

Infolge dieser nervösen Untätigkeit enthält die Aquarell-Ausstellung beinahe alles, was ich seit letztem Jahre fertigstellen konnte. Die Zeichnung von Petrarca's Haus, die ich auf Ihren Wunsch ausführen sollte, ist seit einiger Zeit fertig, aber dürfte Ihrer Erwartung so wenig entsprechen, daß ich zögerte darauf zurückzukommen, bevor ich eine neue gemacht habe. So vieles, das ich hätte tun sollen ist unterblieben! Ich beabsichtigte das Bild in die Stadt mitzubringen mit der Bitte, es einstweilen zu behalten, bis ich es Ihnen durch ein würdigeres ersetzt hätte.

Kürzlich hatte ich Gelegenheit, ein Werk über Kunst und Künstler „von einem Graduierten von Oxford“ flüchtig durchzugehen. Ich las das Buch mit dem größten Interesse, da Inhalt und Ausdruck mich von Seite zu Seite mehr fesselte; doch mußte ich bedauern, daß so glänzende Mittel, der Kunst die größten Dienste

zu leisten, nicht zur Wirkung kommen. Bewegte sich das Werk in so höflichen Wendungen, wie Sir Joshua Reynolds Vorträge, so wäre es musterhaft, der Autor stände wegen seines Wissens in hoher Achtung und der Band würde seines Inhaltreichtums und seiner Nützlichkeit wegen empfohlen. Denn vielleicht führt nichts sicherer zur Erlangung von Einfluß und dem Vermögen Gutes zu wirken, als die Sprache in der wir unsere Vorschriften geben. Einer nicht anmaßenden, höflichen Schreibweise kommt man mit Achtung, Vertrauen und Befriedigung entgegen, während die meisten Leute vor Sarkasmus zurückschrecken. Sicherlich wird jeder, der durch sein Wort Gutes wirken will, mit Festigkeit und Offenheit schreiben, festhalten an dem, was er für recht hält, und dennoch vorsichtig sein, andere zu kränken oder zu beleidigen.

Ich hoffe, das Buch eines Tages sorgfältiger durchlesen zu können; es regte mein Nachdenken an und, wenn ich es wieder in die Hand bekomme, werde ich versuchen, es nach meinen eigenen Erfahrungen und dem Urtheil anderer auf die Probe zu stellen. Da sich der Zorn, den ich zuerst empfand, als ich meine Lieblinge so arg mitgenommen sah, schon jetzt ein wenig abgekühlt hat, glaube ich, meine Meinungen werden sich beschämt mit desto größerer Ehrerbietung denen des Autors unterordnen.

Entschuldigen Sie, werter Herr, wenn ich Ihre Geduld durch meine unmaßgeblichen Meinungen ermüdete und sollte es wahr sein, was ich soeben hörte,

daß Sie den Autor kennen, so vertraue ich ihrer gütigen Verzeihung, daß ich Ansichten widersprach, die Sie so nahe betreffen.

Wenn dem so ist, so sind Sie in der That begnadet und ich habe die Zuversicht, daß dies Talent „strahlend wie ein Engel“ der Kunst und den Künstlern einst große Dienste leisten wird. Es ist die Kunst im allgemeinen, für die ich spreche, denn soweit ich selbst in dem Werke erwähnt bin habe ich gut abgeschnitten und freue mich darüber.

Es lag nicht in meiner Absicht so viel zu schreiben, verzeihen Sie Quantität und Qualität!

Mit der größten Hochachtung verbleibe ich, verehrter Herr,

Ihr dankbar ergebener

S. Prout.

Ich muß mich jedoch wohl hüten, diesen Brief als ein Beispiel für das herrschende Gefühl derjenigen unter den lebenden Malern hinzustellen, die mein Buch in hohen Tönen pries, oder ihnen die Bewunderung eines so „strahlenden“ Talentes zuzuschreiben, wie sie hier in meines Vaters lieben und später vertrautesten Freundes Brief zum Ausdruck kommt. Die Gruppe von Landschaftern, an deren Spitze in der alten Aquarell-Gesellschaft Copley Fielding, David Cox und P. de Wint und in der Akademie David Roberts und Clarkson Stanfield standen, — Turner allein stand ganz für sich, ohne Vorgänger und Nachfolger — in

dieser Gruppe äußerst charakteristischer englischer Landschaftsmaler war jeder einzelne mehr oder minder ein Bekenner des hergebrachten englischen Glaubens an holländische Malerei. Sie hatten diese gerade weit genug studiert, um die Schwierigkeit zu erkennen, auf eigene Weise etwas Aehnliches hervorzubringen, darüber hinaus jedoch ging ihr Wissen über Malerei und Literatur kaum. Keiner von ihnen hatte je unter dem Einfluß besonderer künstlerischer Qualitäten gestanden, und deren Wurzeln und Wirkung erkannt, abgesehen etwa den auffallenden Lichteffekten, welche, auf Rembrandts Darstellungen der Verkündigung an die Hirten, der Heiligen Nacht und dergl., die Stalllaterne inmitten der nächtlichen Umgebung hervorbringt. Die italienischen Schulen religiöser Malerei waren damals unter Künstlern und Kennern so wenig bekannt, wie die japanischen; und die höchste schulmäßige Kritik, mit der ich seiner Zeit in „Blackwoods Magazine“ handgemein wurde, drang nicht tiefer in ihren Gegenstand ein, als irgend ein skizzierender Dilettant in die Technik eines Salvator Rosa oder Gaspar Poussin.

Als Ganzes genommen war deshalb die Gruppe der zeitgenössischen Maler durch mein selbständiges Lob mehr überrascht als geschmeichelt: die bescheidenen, wie Fielding, Prout und Stanfield hielten mein Lob für zu überschwänglich und zudem etwas abseits von ihrer eigenen Meinung; die selbstbewußten, wie Harding und De Wint waren ärgerlich über die Stellung,

die ich Turner eingeräumt hatte. So bin ich nicht einmal sicher, ob einer unter ihnen bereit gewesen wäre, der tröstlichen Versicherung beizustimmen, die George Richmond meinem Vater gab indem er sagte, ich werde es mit der Zeit besser wissen.

Das liebevolle Eindringen und die Vorliebe für das häusliche Element, das der britische Schule jener Tage, teils nach der humoristischen, teils nach der ernstesten Seite hin eigen war und durch Männer wie Wilkie, Leslie und Mulready vertreten wurde, ließ alle Künstler aus unserer Bekanntschaft volles Verständnis für meiner Eltern reines, strenges, immer ungezwungenes Familienleben hegen. Auch konnten sie wohl die liebende Hingebung für ihren Sohn und die Hoffnungen, die sie auf ihn setzten, mitfühlen. Meine eigene Stellung auf Denmark Hill erschien gleichfalls, wie ich annehmen darf, den Männern der Welt nicht in ungünstigem Lichte; denn obgleich ich abgeschlagen hatte, in das Geschäft meines Vaters einzutreten, stellte ich mich doch freudig unter seine Autorität und suchte auf meinem eigenen Arbeitsgebiete mein bestes zu tun, um ihm zu gefallen. Wenn wir bei irgend einem festlichen Anlaß, — ich greife damit dem Gang der Geschichte um vier oder fünf Jahre voraus — der Rückkehr von einer Reise, der Veröffentlichung eines neuen Bandes oder einem Geburtstage, unsere Freunde aus Künstlerkreisen zu uns einluden, so kamen wohl die meisten mit wirklichem Vergnügen. Da das

Mahl bereits auf sechs Uhr festgesetzt war, hatten sie Gelegenheit, den hübschen Blick auf die Matten und die fernen Norwoodhügel zu genießen, die im warmen Abendlicht vor uns ausgebreitet lagen. Die Tafel war nicht zu groß, um das Gespräch anregend dahinfließen zu lassen, ohne Gefahr drohende Wirbel zu bilden oder sich in Vertraulichkeiten zu stauen; kein Gast war zugegen, den die anderen nicht gelten ließen, und so gab es keine Anstrengung, keine Ziererei und keine Zurückhaltung im Gespräche. Wollten die Maler über Bilder sprechen, so waren sie sicher verstanden zu werden, wollten sie sich lieber über Sherry unterhalten, so konnte mein Vater bessere Auskunft darüber geben, als irgend sonst jemand in England oder Spanien. Und wenn die Lichter kamen und bei Müssen und Oliven die Scherze hin und wider flogen, dann war „fröhlicher Wein“ in den Flaschen zur Rechten jedes Gastes, fröhlicherer als Jack Falstaff ihn je gekostet hat.

Das sichere Verständniß, womit Herr Domecq meinen Vater zum Hauptpartner seiner Firma gemacht hatte, anstatt nur zu seinem englischen Agenten, wachte auch zu Xeres über die Herstellung der Weine. Stets darauf bedacht, die Weine auf der höchsten Stufe zu erhalten, verschaffte er dem Geschäfte eine Stellung, die durch ihren Platz an der ersten Stelle in der Liste der Weinimporteure nur zum Teil Ausdruck fand. Denn diese Liste gab nur die Zahl der eingeführten Fässer

jeder Firma ohne den Preis zu berücksichtigen, und noch weniger konnte sie über das Verhältniß des Preises zum Wert der Ware Aufschluß geben. Herrn Domecqs zwei oder dreitausend Fässer enthielten zum größten Teil alten Wein, dessen Vorrat er gesichert hatte, indem er ein halbes Jahrhundert lang mit umsichtiger Klugheit die neuen Jahrgänge an dem einen Ende seines Kellers, der fast eine Viertelmeile lang war, unterbrachte, während er die alten Jahrgänge an der anderen Seite herausnahm. Ich meine natürlich nicht, daß ein solches Verfahren buchstäblich befolgt wurde, sondern nur, daß die gewöhnliche Ungeduld der Händler, die Ware sobald wie möglich in Geld umzusetzen, durchaus verschworen war. Für den höchsten Preis, den das englische Publikum zahlen wollte, lieferte er den besten Wein, der überhaupt zu haben war, denn Sherrytrinker sind meist Leute von gesundem Menschenverstand und geben ihr Geld nicht fürs erste beste Getränk aus.

Im allgemeinen blieb sich der Umsatz von Jahr zu Jahr ziemlich gleich und stellte in der That nur den Ertrag des Weingutes von Macharnudo bei Xeres und ein gewisses Quantum des trockneren Amontillado von den Bergen bei Montilla dar, wozu dann noch einige leichtere und billigere Sherryarten kamen, die zur Versorgung des weiteren Londoner Marktes eingekauft wurden. Niemals wurde der Versuch gemacht, den Absatz durch billigere Qualitäten auszudehnen. Die Weine von Herrn Domecqs eigenem Gewächs waren über alle Konkurrenz erhaben, und auch die auf

sein Urtheil hin gekauften brauchten sie gleichfalls nicht zu fürchten. Wie ich früher erzählte, ärgerte es meinen Vater jedesmal, wenn die erwarteten Aufträge einmal ausblieben und die geringste Gefahr zu bestehen schien, daß ein anderes Haus ihn in der Einfuhr überflügeln könne. Dennoch versuchte er es nie, ja gab es nicht einmal zu, den Betrieb der Firma derartig zu vergrößern, daß nicht Herr Domecq oder sein erster Kellermeister die Ausführung jedes Auftrags aufs genaueste überwachen konnte.

Herrn Domecqs Lebensgewohnheiten waren luxuriös, aber nicht verschwenderisch. Er lebte in Paris hauptsächlich wegen der Erziehung und gesellschaftlichen Einführung seiner Töchter. Der Gewinn aus dem Geschäft, wenn auch nicht zu vergleichen mit dem moderner Handelsmagnaten, war ausreichend, um jeder seiner fünf Töchter ein Einkommen zu sichern, das ihre Heirat in die besten französischen Kreise ermöglichte. Sie wurden alle der Reihe nach Baroninnen und Gräfinnen. Ihr Vater wählte den Baron oder Grafen für sie mit dem gleichen Verständnis, das er bei der Wahl seines Partners bewiesen hatte, und alle Ehen schlugen zum Guten aus. Elise, Comtesse des Roys, und Caroline, Fürstin Bethune, kamen mit ihren Gatten später ein paarmal zu uns, theils um London zu sehen, theils um mit meinem Vater geschäftliche Rücksprache zu nehmen: und die Art und Weise wie diese Herren, Leute von Geist und Ehre, und ihre Frauen, die doch Frauen von sanftem und liebenswürdigem Charakter

waren, — Elise in der That eine der liebenswürdigsten, die ich je habe kennen lernen — von ihren spanischen Arbeitern und französischen Pächtern sprachen, gab mir den ersten Hinweis auf die wirklichen Fehler in den sozialen Verhältnissen des heutigen Europa und führte mich zu meiner volkswirtschaftlichen Arbeit, welche die ernsteste meines Lebens wurde. Diese Leute dachten gar nicht daran, ihre Weingärtner oder Gutspächter anders anzusehen als ein notwendiges Uebel; notwendig insofern, als sie durch ihre Arbeit das Geld einbrachten, das die Herrschaften in Paris ausgaben.

Aber diese Besuche und ihre unmittelbaren Folgen fielen etwa sieben oder acht Jahre nach der Zeit, von der ich hier eigentlich erzähle, nichtsdestoweniger drängte sich mir schon damals, wenn nicht die Frage so doch das Erstaunen darüber auf, warum die anmutigen Andalusier, die ich in John Lewis' Bildern dargestellt sah, von ihrem herrlichen Lande nichts genießen sollten als den Büschel Trauben und den Knoblauch, der ihr einfaches Mahl bildet; warum ihr köstlicher Wein nicht für sie ist und noch weniger das Geld, wofür er verkauft wird. Der Wein krönte unsere Vandalenfeste, das Geld schmückte unsere Wände mit Bildern und versah unsere Gärten mit Milch und Honig und gewährte überdies noch fünf vornehmen Haushaltungen in Paris die Mittel, in den Champs Elysée ein großes Haus zu führen.

Ernstlicher als bisher wurde ich nun den Unterschied

zwischen den günstigen Umständen meiner eigenen frohen Tage gewahr, im Vergleich zu der Armut und Gebundenheit meiner Vettern; die in vergeblichen Versuchen und Anstrengungen daraus zu entinnen eine arbeitsreiche Jugend verbrachten.

In kurzen Zügen will ich ihre Lebensgeschichte hier zusammenfassen.

Durch eine seltsame Laune des Schicksals hatte jede meiner Tanten einen Herrn Richardson geheiratet, und jede hinterließ vier Knaben und zwei Mädchen. Die Kinder aus Perth waren Mary und Jessie, James, John, William und Andrew; die Croydoner Basen und Vettern Margaret, Bridget, John, William, George und Charles. Von allen ist heute nur noch Vetter William aus Croydon übrig geblieben.

Den ältesten meiner Vettern von Perth, James, nahm mein Vater nach London in sein Geschäft als er ein- oder zweiundzwanzig Jahre alt war, um zu sehen, was er aus ihm machen könne; doch zeigte er, trotz eines im übrigen tadellosen Benehmens, weder Fleiß noch Eifer und schien die meiste Aufmerksamkeit seinen Hosen und Handschuhen zu widmen. Ich entsinne mich seiner in seinem kleinen Zimmer im oberen Stockwerk unseres Herne Hill-Hauses als eines freundlichen, sanften, hochgewachsenen jungen Mannes. Er wurde bald leidend und starb rasch dahin.

Nicht lange danach starb auch sein jüngster Bruder Andreas. Er war der wenigst begabte von allen Brüdern, obgleich er dafür auch weniger Torheiten

im Kopf hatte als die andern. Nachdem er in Schottland unter einem guten Meister sich in der Landwirtschaft ausgebildet hatte, ging er nach Australien, um dort seine Kunst zu probieren; aber nach kurzem Ringen mit der australischen Erde überwältigte sie ihn und er wurde zur ewigen Ruhe darein gebettet.

Der zweite Bruder, John, der nunmehr als Haupt der Familie zurückblieb, war ein unterseßter, stumpfnasiger, gutmütiger Tropf mit roter Gesichtsfarbe und glänzenden Augen. Bei aller Einfalt legte er eine gewisse Bauernpffiffigkeit an den Tag. Zuerst versuchte er das Geschäft seines Vaters weiterzuführen; als er damit kein Glück hatte, machte ihn mein Vater zu seinem Agenten in Glasgow. Das blieb er einige dreißig Jahre, so gut es gehen wollte, lebte von der Hand in den Mund, ein steter Kummer für meinen Vater, umsomehr, als er in manchen anderen Stücken seiner Mutter so ähnlich war. Er war ein ausgezeichnete Schach- und Kartenspieler, der es auch im Geschäft liebte, mit seinen Kunden allerhand Kunststückchen zu machen, indem er sie übervorteilte, als wenn jedes Duzend Flaschen Wein eine Handvoll Karten gewesen wäre. Gutmütig, wie ich schon sagte, und im Grunde seines Herzens rechtschaffen, ließ er sich nicht einfallen, den Wein zu verfälschen; doch suchte er im Handel immer kleine Vorteile dadurch zu erlangen, daß er den Käufer für sein gutes Geld den schlechtesten Wein wählen ließ und dergleichen. Auch aus meinem Vater versuchte er auf die gleiche Weise soviel als möglich

herauszuschlagen, war aber im übrigen anhänglich und dankbar, ließ alles gehen, wie es wollte und war bis zuletzt eine Plage, aber doch immer ein Nefte.

Wilhelm, der dritte Bruder, hatte alle Fehler von John, aber größere Fähigkeiten und vor allem Entschlossenheit und Ausdauer, die sich nicht mit kleinen oder augenblicklichen Erfolgen begnügten, sondern zu einer ehrgeizigen Beharrlichkeit hindrängten.

Er wurde ein fleißiger, scharfsinniger Mediziner, besuchte in London die Hospitäler und nachdem er sein Examen bestanden hatte, richtete mein Vater ihm ein kleines Sprechzimmer am Baywater Road ein, wo er, ohne eine ältere Praxis zu kaufen, wie ein Zigeuner am Wege hauste und hauptsächlich unter den Armen praktizierte. Die ersten zwei Jahre hätte er nicht davon leben können, wenn nicht Denmark Hill zuweilen Schweinefleisch und Äpfel geliefert hätte; aber sein gewissenhaftes Aushalten lohnte sich reichlich durch wachsende Erfahrung und Einsicht. Nach ein paar Jahren promovierte er und wurde ein sehr guter Arzt — und war der beste Schachspieler, den ich je kannte.